



Pfr. Sebastian Feydt, Pfr. Niklaus Peter

Pfingstsonntag 23. Mai 2021

Babylonischer und pfingstlicher Pluralismus

Alle Bewohner der Erde aber hatten eine Sprache und ein und dieselben Worte. Als sie nun von Osten aufbrachen, fanden sie eine Ebene im Land Schinar und liessen sich dort nieder. Und sie sagten zueinander: Auf, wir wollen Ziegel formen und sie hart brennen. So diente ihnen der Ziegel als Baustein, und der Asphalt diente ihnen als Mörtel. Und sie sagten: Auf, wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, und uns so einen Namen machen, damit wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen. Da stieg der HERR herab, um die Stadt zu besehen und den Turm, die die Menschen bauten. Und der HERR sprach: Sieh, alle sind ein Volk und haben eine Sprache. Und dies ist erst der Anfang ihres Tuns. Nun wird ihnen nichts mehr unmöglich sein, was immer sie sich zu tun vornehmen. Auf, lasst uns hinabsteigen und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner mehr die Sprache des andern versteht. Und der HERR zerstreute sie von dort über die ganze Erde, und sie liessen davon ab, die Stadt zu bauen. Darum nannte man sie Babel, denn dort hat der Herr die Sprache aller Bewohner der Erde verwirrt, und von dort hat der HERR sie über die ganze Erde zerstreut.

Genesis 11.1-9

Pfarrer Sebastian Feydt

Liebe Pfingstgemeinde!

Es hatte alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Wann war das? Einst? Am Anfang? Niemand kann sich erinnern. Und doch muss immer davon gesprochen worden sein. Sonst hätten wir heute diese wunderbaren Worte nicht: Wenn nicht eine Generation der nächsten erzählt hätte, wie es einst gewesen ist. Dass es eine Sprache gab. Dass sich alle verstanden haben.

Wenn wir das heute hören, verstehen wir, worum es geht. Alle haben sich verstanden. Da muss es gut gewesen sein. Wenn sich alle verstehen ist es paradiesisch. Dass es dabei aber nicht geblieben ist, wissen wir bereits. Die Bibel erzählt es unmittelbar zuvor. Dass alle eine Sprache sprechen, dass sich alle verstehen, das hatte keinen Bestand. Alles geriet vielmehr in Bewegung. Räumlich und kulturell. Man zieht nach Osten. Denn es zieht Menschen dazu, nach höherem zu streben, sich zu entwickeln. Und sich abzusichern.

Auch heute geht der Blick nach Osten. Dort baut sich in Asien eine neue Welt(macht) auf. New York mit seinen Hochhäusern wie Wolkenkratzern ist wie von gestern. Die Mega-Cities des Nahen Ostens - Istanbul, Kairo oder Teheran werden zu Fluchtorten für Millionen Menschen auf ihrem Lebensweg vom Land in die Stadt. Und Abu Dhabi, Dubai, Hongkong oder Singapur – ganz zu schweigen von den hunderten Millionenstädten in China, deren Namen wir nicht einmal kennen? Die wenigsten dieser Städte im Mittleren und Fernen Osten sind heute noch weltweit geschätzte Sehnsuchtsorte wie einst New York oder Paris oder

London; Städte, deren Entwicklung und Erweiterung große kulturelle Leistungen inne-wohnten. Oder wie vormals Athen – ein Ort von Bürgern für Bürger und Hort demokratischer Selbstverwaltung. Die Großstädte Asiens hingegen erscheinen heute kaum noch demokratisch regierbar. Sie werden zunehmend autokratisch geführt. Soziale Spannungen sind ihnen inhärent. Politischer Pluralismus sowie kulturelle wie religiöse Vielfalt verschwinden zusehends. Neben dem weiten Blick bis in den Osten ist der Erzählung vom Turmbau zu Babel auch ein lokaler Binnenblick in die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Menschen eingewebt. Gilt vor diesem Hintergrund nicht mitten in Europa heute auch: Die Zukunft zeigt sich im Osten? Ostdeutsche Städte wie Dresden oder Leipzig und deren Umfeld werden inzwischen als Laboratorium, als Anschauungsort künftiger gesellschaftspolitischer Entwicklungen angesehen. Die Sehnsucht nach den vertrauten, paradiesischen Zuständen, nach der heilen Welt von einst ist dort heute mit Händen zu greifen.

Es ist der Wunsch nach einer funktionierenden, gleichsam geschlossenen Gemeinschaft, nach dem geschützten Lebensraum für Seinesgleichen. Die Angst vor der Zerstreuung in die globalisierte, größere Welt gleich nebenan befördert noch die Wagenburg-Mentalität. Dann heißt es schnell: Lasst uns die eigene Heimat aufbauen, mit einer Mauer schützen, mit einem Wachturm versehen. Dort werden wir uns verstehen, wie es früher gegeben war: Wenn wir die uns vertraute Sprache sprechen, in einer Sprache sprechen. Oder sogar die eine! Sprache, die von noch früher vertraut ist... Viktor Klemperer hat einst in Dresden mit seinem berühmten Werk LTI (Lingua tertii imperii) die Einheitssprache der nationalsozialistischen Gesellschaft beschrieben und analysiert. Sie erlebt heute in völkischen Gemeinschaften eine gefährliche Renaissance. Die Globalisierung, die Verstädterung und der Nationalismus bilden eine verhängnisvolle Trias, wie uns schon die alte Erzählung vom Turmbau zu Babel lehrt.

Wenige Worte genügen und wir sind hinein genommen in einen Abriss der menschlichen Kulturgeschichte. *Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene und wohnten da selbst. Und sie sprachen untereinander: „Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen. ... lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen...* Heute würden wir das eine Erfolgsgeschichte nennen. Menschen machen sich auf, besiedeln ein Tal, bringen ihre modernste Technologie zum Einsatz und bauen etwas völlig Neues auf. Eine solche Geschichte wirtschaftlichen Fortschritts erzählt uns die Bibel gleichsam auf der ersten Seite. Größeres war damals nicht zu denken, als eine Stadt, gebaut nicht aus Naturstein, sondern mit Hilfe einer selbst gefundenen Technologie. Die Zeit der Zelte und die Not, als Nomaden durch die Wüste zu ziehen, waren vorbei. Eine urbane Gemeinschaft entwickelte sich, mit ihrer Kultur, ihrer Sprache, dem eigenen Handwerk.

So fern ist uns diese Entwicklung bis heute nicht. Wir verhalten uns ähnlich. Geborgen zu leben, eine Heimstatt zu haben, die Stadt aufzubauen und sie mit allem auszustatten, was sie zu ihrer Sicherheit braucht – dieses Ansinnen hat bis heute Bestand. Auch ohne hohe Türme wird dabei Sicherheit vermittelt. Die Sicherheit, einen Arbeitsplatz zu finden; die Sicherheit, nicht zerstreut zu werden, sondern in der angestammten Heimat bleiben zu können. Die Sicherheit, die Entwicklung der eigenen Stadt fortschreiben zu können. Was kann falsch daran sein, wenn Menschen sich in schwierigen Zeiten zusammen tun, Ideen entwickeln, Pläne schmieden und ein Unternehmen aufbauen? Ist dieses Ansinnen der Anfang

der Selbstüberschätzung? Führt solches Verhalten dazu, sein zu wollen wir Gott? Was geschieht dort, wo Menschen nur noch sagen: *Wohlan, lasst uns streichen und brennen, bauen und uns damit einen Namen machen?* Es kommt dazu, dass alle bald nur noch so reden. Es wird versucht, ohne Gott zu sein. Das ist der eigentliche Skandal in Babel: Die Gottvergessenheit der Menschen. Der Mensch, der nur noch um sich selbst kreist, wird von Gott dennoch wahrgenommen. *Da fuhr der Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten...* Der Gottvergessenheit der Menschen begegnet Gott mit seiner Anwesenheit in unmittelbaren Augenhöhe. Weist das nicht schon voraus auf Gott, der sich in der Menschengestalt Christi zeigt? In die Kritik gerät dabei nicht so sehr ihr Unternehmen, eine Stadt und einen hohen Turm zu bauen.

Nein, aus dem ausschließlichen Beschäftigtsein mit sich selbst und der eigenen Sicherheit erwächst eine neue, für Menschen höchst gefährliche Situation. Es gibt dann keine Grenzen mehr. Fortschritt und Freiheit sind nicht mehr an die Wahrung der Würde des Menschen gebunden. Unter ganz anderen Umständen gilt es aber auch heute die Gefahren zu erkennen, die sich aus einem allein auf den Menschen und sein Sicherheitsstreben gerichtetes Handeln ergibt. Schauen wir auf die Folgen unseres Wirtschaftens, unseres Lebensstils für die kommenden Generationen. Kritik an den Auswüchsen und den Fehlentwicklungen unserer Wirtschaftsordnung darf dabei kein Tabu sein und stellt auch nicht die Grundlagen unseres Staates in Frage.

Wir haben als Christen und Kirche aber auch keine Veranlassung, in diesem Zusammenhang in die Einheitssprache der Talkshows und politischen Statements einzustimmen; auch nicht in den gleich klingenden Chor der Kritiker. Amen.

Pfarrer Niklaus Peter

Neun Verse oder Sätze nur zählt diese uralte Geschichte vom babylonischen Turmbau aus dem Buch Genesis. Ist es nicht hinreissend, wie es Pfarrer Sebastian Feydt gelingt, uns mit diesen wenigen Worten in einen Abriss der weltweiten Kulturgeschichte hineinzunehmen? Wie er uns die Augen dafür öffnet, dass mit der damals neu entwickelten Technologie des Ziegelbrennens sofort ein schnelleres, günstigeres Bauen von Wohntürmen, Städten möglich wurde, wie Urbanität und Pluralität entstanden: Eine Erfolgsgeschichte von Megacities und Wolkenkratzern – den heutigen Riesenstädten des Ostens bis nach China... Orte der Hoffnung auf Arbeit, Auskommen, Kommunikation – und zugleich: Orte der Konfusion, des Konflikts und der Unregierbarkeit.

Wie verständlich, wie heikel nun aber, so Feydts Gedanke, der verklärende Sehnsuchtsblick zurück in eine mythische Vergangenheit, wo man ein einzig Volk war, eine Sprache redete, eines Sinnes war! Sebastian Feydt hilft uns, diese Geschichte kritisch und selbstkritisch zu lesen: Gab es je diese paradiesische Einheits-Sprache? Welche Affekte und Ängste können hier andocken, welche rückwärtsgewandte Ideologien, die uns einschliessen und andere ausschliessen?! Eine „verhängnisvolle Trias“ von Globalisierung, Verstädterung und Nationalismen, so nennt er es, fragt aber: Was sollte denn Falsches darin liegen, auf Herausforderungen zu reagieren, nach vorne zu schauen, sich zusammen zu tun, Pläne zu schmieden, Ziegel zu brennen und grosse Projekte in Angriff zu nehmen? Nichts, sagt Sebastian Feydt, wenn der geistige Kern dieser Pläne nicht einfach der ist, „sich einen Namen zu machen“ – also nationale Ego-Projekte, die unausweichlich in Streit, Kämpfe, Verdrängung ausarten.

„Gottvergessenheit“ – so übersetzt Sebastian Feydt diese geistige Mentalität, die unseligen Treiber eines Konkurrenzkampfes, bei dem die Orientierung auf Gott und zugleich jene auf unsere Mitmenschen und ihre Würde verloren geht, verdrängt wird.

Wir feiern heute das Pfingstfest – und feiern an diesem Fest, was geschieht, wenn Gottes Geist Menschen beflügelt, zusammenbringt, Verständigung möglich macht – trotz unterschiedlichster Sprachen und kultureller Prägungen: *Sie waren fassungslos*, so heisst es in der Apostelgeschichte, *und sagten völlig verwundert: Sind das nicht alles Galiläer, die da reden? Wie kommt es, dass jeder von uns sie in seiner Muttersprache hört? Parther und Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotamien, von Judäa und Kappadokien ... Juden und Proselyten, Kreter und Araber - wir alle hören sie in unseren Sprachen von den grossen Taten Gottes reden*. Auch hier nur elf Sätze, aber was für eine Geschichte mit Perspektiven nach vorne: Nicht rückwärtsgewandt, nicht eine Rückgängigmachung von Kultur, nicht eine zwangsverordnete Einheitssprache, kein theologisch oder politisch erzwungener Newspeak. Sondern eine kulturell-ethnische, sprachliche, religiöse Pluralität von Menschen, die durch jene Vielfalt hindurch sich verstehen. Dies, weil ihnen aufgeht, was hier von Gottes Präsenz, von Gottes Taten, von der Geschichte Jesu Christi, seinem Geist, seiner Menschlichkeit erzählt wird: nämlich Verständigung und damit auch eine Aufhebung von Gottesvergessenheit.

Pfingsten erzählt nicht von einer Rückgängigmachung, einer Eindämmung, einem Plattwalzen von Vielfalt – sondern von den Wirkungen der Gottesbotschaft, die Horizonte dessen öffnet, was damals möglich wurde und heute immer noch möglich ist: Wenn Gott zu uns spricht – und wir wirklich hinhören. Und dann auch aufeinander hören können, einander zu verstehen beginnen. Wenn wir uns nicht eingrenzen in unsere Rechthabereien, und andere nicht ausgrenzen und ausschliessen.

Wie befreiend muss das gewesen sein, wie befreiend ist es heute noch, wenn Eisenklammern von Einheitsideologien gesprengt werden. Aber entscheidend ist dabei, so glaube ich, die Perspektive: Hier ist nicht ein Diversity-Beauftragter aufgetaucht, der den Menschen predigte: Pluralismus an sich ist gut. Keineswegs. Aber in den Geschichten, in den Worten, am Lebensweg Jesu wird deutlich, wie Verständigung und Versöhnung mit Hinschauen, Hinhören, Erbarmen, Vergebung zu tun haben, mit einer friedlichen und doch kämpferischen Menschlichkeit. Denn das ist es, was Jesus gelebt, gepredigt, gefeiert hat. Die „grossen Taten Gottes“ sind keine Heldenstories und Superman-Geschichten, sondern die Geschichte eines Menschen, von dem wir sagen: So klingt Gott. Er ist Gottes Wort. Deshalb feiern wir am Pfingstfest den Geist Gottes, der für uns der Geist Christi ist, und deshalb lesen wir auch die Geschichte von babylonischen Bauprojekten und der damaligen Sprachverwirrung mit einer gewissen Heiterkeit und Zuversicht.

Churchill soll einmal gesagt haben: „Mit dem Geist ist es wie mit dem Magen: Man kann ihm nur Dinge zumuten, die er verdauen kann.“ Meistens hat Churchill recht, hier nicht. Denn beim Heiligen Geist gehts nicht um Verdauung, sondern um Inspiration. Deshalb halte ich es lieber mit Martin Luther und seinem Wort: „Der Heilige Geist macht den Menschen keck, fröhlich, mutig, ja beflügelt ihn zu einer heiteren Dreistigkeit, nahezu im Schwung des Übermutes das Leben anzupacken und zu gewinnen.“ Amen.